

Uwe Meixner

Optimale Sprachen für das Denken

Denken – das Bemühen um begriffliche Erkenntnis – vollzieht sich sprachlich oder wird spätestens dann sprachlich, wenn man einen Gedanken wirklich klar zu fassen bekommen möchte, so klar eben, daß man ihn auch anderen mitteilen kann. Daher liegt es nahe, daß die Beschaffenheit der Sprache die Beschaffenheit des Denkens bestimmt. Möglicherweise ist die Umgangssprache, die Sprache, von der wir alltäglich Gebrauch machen, für die Denkarbeit nicht optimal geeignet, und so verhält es sich auch tatsächlich. Daher hat Gottlob Frege ausgehend von Ideen von Leibniz im 19. Jahrhundert die erste hinreichend ausdrucksstarke künstliche Sprache konstruiert, die die Mängel der Umgangssprache vermeidet. Mit dem Aufblühen der analytischen Philosophie hat er im 20. Jahrhundert viele Nachfolger gefunden. Ich möchte hier eine Vorstellung davon geben, von welchen Prinzipien man sich bei der Konstruktion artifizierlicher Optimalsprachen leiten läßt.

Prinzip 1: Mit wenigen übersichtlich zusammenfassbaren Mitteln kann in einer optimalen Sprache jeder beliebige Sachverhalt ausgedrückt werden.

Prinzip 2: Die Grammatik einer optimalen Sprache ist einfach und vollständig kategorisch eindeutig;

d. h. sie ist übersichtlich, und sie erlaubt es, bei jeder beliebigen Zeichenfolge eindeutig zu entscheiden, ob sie ein korrekter Satz ist oder nicht. Aus den Prinzipien 1 und 2 geht schon hervor, daß eine Optimalsprache gegenüber der Umgangssprache gewisse Verbesserungen realisiert. Von größter Wichtigkeit ist aber

Prinzip 3: Die Ausdrucksebene einer optimalen Sprache verzerrt ihre Bedeutungsebene nicht, sondern spiegelt sie vollkommen wider.

Es kommt in ihr nicht vor, daß zwei strukturgleiche Sätze strukturell verschiedene Bedeutungen haben, wie es in der Umgangssprache gang und gäbe ist. Zum Beispiel bei den Sätzen „der Mont Blanc ist ein Berg“ und „der Löwe ist ein Säugetier“ oder bei den englischen Sätzen „I have nothing in my pocket“ und „I have sand in my pocket“. „Der Mont Blanc ist ein Berg“ macht eine partikuläre Aussage, „der Löwe ist ein Säugetier“, obwohl strukturgleich, eine generelle; aus „I have sand in my pocket“ kann man schließen „I have something in my pocket“; aus „I

have nothing in my pocket“, obwohl strukturgleich, dagegen nicht. In komplizierteren Fällen, wo wir bei Gebrauch der Umgangssprache die Verzerrung der Bedeutungsebene durch die Ausdrucksebene nicht mehr automatisch, sondern gegebenenfalls nur mit größter Anstrengung korrigieren, kann diese Verzerrung uns in die Irre führen, d.h. zu falschem Denken; denn wir denken eben gerade in komplizierteren Fällen entlang von Symbolen; wir brauchen dort ganz besonders ihre sinnliche oder vorstellungsmäßige Stütze. Die vollkommene Entsprechung zwischen Satzstruktur und Aussagestruktur bei einer optimalen Sprache stellt demgegenüber in diesen Fällen eine immense Hilfe dar. Mit anderen Worten: Wir können uns auf eine optimale Sprache stets verlassen.

Mit dem Prinzip 3 hängt *Prinzip 4* eng zusammen:

Jeder grammatikalisch korrekte Ausdruck einer optimalen Sprache hat eine und nur eine klar bestimmte Bedeutung.

Auch von diesem Ideal weicht die Umgangssprache weit ab. In ihr kommen grammatikalisch korrekte Ausdrücke vor, die mehrdeutig sind (z. B. „Flügel“, „Schloß“, „Abzug“), korrekte Ausdrücke, die keine Bedeutung haben (z. B. „lachende Primzahl“, „durch drei teilbarer Mensch“), korrekte Ausdrücke, die zwar eine Bedeutung haben, aber keine klar bestimmte (z. B. „groß“, „alt“, „dumm“). Die Beispiele sind der Deutlichkeit halber trivial; das darf aber nicht den Blick dafür trüben, daß die Mehrdeutigkeit, semantische Lückenhaftigkeit und Vagheit der Umgangssprache für das Denken nachteilig ist. Viele scheinbar schlüssige Argumentationen sind in Wahrheit erschlichen – ohne böse Absicht – mittels der unbemerkten Nichtunterscheidung des Verschiedenen, die durch die Vagheit und Mehrdeutigkeit der Umgangssprache allererst ermöglicht wird. Das am Leitfaden der Umgangssprache fortschreitende, auf abstrakte Sachverhalte gerichtete Denken gerät leicht in die fatale Situation, daß es unbemerkt inhaltsleer wird, nämlich wenn es sich an sprachlichen Gebilden orientiert, die grammatisch korrekt geformt sind und also sinnvoll scheinen, es aber in Wahrheit nicht sind. So tiefsinnig diese in manchen Fällen auch klingen mögen, es handelt sich bei ihnen um nichts weiter als ein leeres Wortgetöse, wo emotionale Konnotationen den Mangel an kognitiven Sinn überdecken.

Neben den Prinzipien 3 und 4 ist auch *Prinzip 5* bedeutsam:

In einer optimalen Sprache ist jeder Satz wahr oder falsch;

d.h. eine optimale Sprache erfüllt das semantische Prinzip der Zweiwertigkeit der Aussagesätze; das bedeutet, sie entspricht ihrer intendierten Aufgabe: dem Ausdruck von Sachverhalten,

denn Sachverhalte bestehen oder bestehen nicht. Die Umgangssprache erfüllt das genannte Prinzip nicht: Es existieren umgangssprachliche Aussagesätze, die weder wahr noch falsch sind; z. B. „der gegenwärtige russische Zar unterhält sich gerne mit dem jetzigen König von Amerika“. Dieser Satz ist weder wahr noch falsch, weil die Kennzeichnungen „der gegenwärtige russische Zar“, „der jetzige König von Amerika“, obgleich sie beide sinnvoll sind, keinen Gegenstand bezeichnen. Allerdings ist dies gewissermaßen zufällig so; wäre die Weltgeschichte anders verlaufen, so daß wir jetzt einen russischen Zar und einen König von Amerika hätten, so *wäre* unser Beispielsatz wahr oder falsch. Aber es kommen in der Umgangssprache auch Aussagesätze vor, die nicht nur nicht wahr oder falsch *sind*, sondern sogar nicht wahr oder falsch *sein können*, weil sie nämlich, wenn wahr oder falsch, sowohl wahr als auch falsch wären, was man keinesfalls zulassen will, da dann ja Widersprüche wahr wären. Zum Beispiel der berühmte Satz, der von sich selbst behauptet, daß er falsch ist. Daß für die Umgangssprache das Bivalenzprinzip nicht gilt, verhindert, daß man in ihr uneingeschränkt die klassische, d. h. die leistungsstärkste Logik anwenden kann, wofür eben das Bivalenzprinzip vorausgesetzt werden muß. Tut man es trotzdem, so treten alsbald Antinomien – beweisbare Widersprüche – auf, was vom Standpunkt des erkennenden Denkens eine Katastrophe ist. Klassische Logik und Umgangssprache sind unverträglich; nur eine artifizielle Sprache kann der klassischen Logik, d. h. aber unseren natürlichsten logischen Intuitionen, nach denen Aussagesätze Sachverhalte ausdrücken und also jeder Aussagesatz der Form *A oder nicht A* (bei gewöhnlicher Deutung der Worte „oder“ und „nicht“) wahr ist, angemessen sein.

Soviel zu den Konstruktionsprinzipien optimaler artifizieller Sprachen. Selbstverständlich können artifizielle Optimalsprachen nicht die Umgangssprache in toto ersetzen; dahin soll auch der Weg der Sprache gewiß nicht gehen; denn die Umgangssprache hat, außer Instrument des Denkens zu sein, noch eine Fülle weiterer Funktionen. Die wichtigste von diesen ist der Gefühlsausdruck, eine Funktion, die die Umgangssprache häufig gleichzeitig und in unauflösbarer Verquickung mit ihrer kognitiven Funktion erfüllt. Das birgt Gefahren in sich, ist aber andererseits auch ein Positivum, eine Ganzheitlichkeit, die von einer artifiziellen Sprache nicht erreicht werden kann. An künstliche Symbole heften sich keine Gefühle, sondern eben nur an die Symbole der Muttersprache. Worauf es – praktisch gesehen – ankommt, ist aber auch nicht eine partielle Ersetzung der

Umgangssprache durch eine artifizielle Optimalsprache, sondern vielmehr ein durch das Studium artifizieller Sprachen gewecktes und geschärftes kritisches Bewußtsein in der Verwendung der Umgangssprache zu kognitiven Zwecken, eine kritische Distanz zu ihr. Durch geeignete normierende und präzisierende Maßnahmen, die freilich häufig sehr starke Eingriffe in sie darstellen, lassen sich nämlich die Mängel der Umgangssprache, wenn man sie erkennt, in ihr selbst beseitigen.

Geo Siegart

Eine Analyse unserer Wahrheitsrede

Gegebenheiten, die wir als wahr einstufen, finden nicht nur im weiteren Erkenntnisbetrieb vielfältigste Verwendung, sondern können auch unserem sonstigen Handeln als Orientierung dienen. Die Beschäftigung mit der Frage, unter welchen Umständen wir von welchen Gebilden wie sagen/sagen sollen, sie seien wahr, kann mithin nicht als lebensweltlich folgenlos abgetan werden. – Nachfolgend ist auf dem Wege einer Analyse einiger Aspekte unserer kognitiven Wahrheitsrede eine Perspektive auszubilden, die die Aufgaben einer Wahrheitslehre sichtbar macht und so die Rahmenbedingungen zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage bereitstellt.

1. Sprechakte

In Erinnerung an geläufige Einsichten der Sprechaktlehre ist an Äußerungen ein *propositionales* von einem *performativen* Moment zu unterscheiden. Demgemäß sind *Sätze* als das jeweils Geäußerte in *Aussagen* und *Performatoren* analysierbar. In Verwendung des Performators signalisiert der Autor, welchen Sprechakt er vollzieht, in Verwendung der Aussage teilt er den propositionalen Gehalt mit. So läßt sich, eine passende Umgebung fingiert, mit der Äußerung von „Ich bezweifle, daß es eine größte Primzahl gibt“, ein Bezweiflungsakt vollziehen; dabei zerfällt der geäußerte Satz in den Performator „Ich bezweifle“ und die Aussage „daß es eine größte Primzahl gibt“. – Ein Adressat versteht die autorseitig an ihn gerichtete Äußerung, wenn er versteht, welchen propositionalen Gehalt der Autor in welchem performativen Modus äußert.